

»Ich vermisse das Singen nicht«

Ende letzten Jahres gab sie in Berlin als Klytämnestra ihren Abschied von der Opernbühne, jetzt sitzt sie in ihrem Münchner Penthouse: die Altistin, Mezzosopranistin, dramatische Sopranistin **WALTRAUD MEIER**. Ihr zur Seite quasi eine weitere Figur aus Straussens »Elektra«: der schwarze Kater Orest. Er scheint mitunter zustimmend zu maunzen, wenn Waltraud Meier in einem Lebensbogen von der frühesten Kindheit bis zu den allerletzten Dingen ihre Gedanken unverblümt offenlegt. Und dabei auch die Schattenseiten einer weltweit gefeierten Laufbahn bemerkenswert deutlich anspricht ...

Interview Rüdiger Heinze

Was ist Ihre früheste Erinnerung überhaupt?

Ein Krankenhausaufenthalt. Ich muss etwa zwei Jahre gewesen sein, eine Operation stand an. Und damals war es ja noch so, dass die Eltern nicht beim Kind bleiben konnten. Ich weiß noch, dass es für mich ziemlich traumatisch war zu sehen, wie meine Mutter aus der Tür geht und mir noch durch ein Fenster in der Tür zuwinkt.

Und Ihre früheste Erinnerung in Verbindung mit Musik?

Das muss ganz, ganz früh gewesen sein, weil sich mein Vater fast jeden Abend ans Klavier gesetzt hat und – völlig laienhaft, rudimentär – irgendetwas gespielt hat. Und wir haben halt gesungen, Volkslieder, Kunstlieder, das »Veilchen«, »König von Thule«, solche Sachen. Es gibt ein Foto von mir, auf dem mein Vater am Klavier sitzt und ich sitze oben auf dem Klavier als Kleinkind. Meine Mutter hat immer behauptet, ich habe zuerst gesungen und dann erst gesprochen – keine Ahnung, ob das stimmt.

Zeitsprung: Was ist Ihre jüngste Erinnerung an eine musikalische Sternstunde, in der alle zusammen sozusagen »flogen«, der Dirigent, das Orchester, das Ensemble – und zusätzlich das Auditorium auch noch empfangsbereit war?

Für mich persönlich war der Kulminationspunkt meiner Karriere der 7. Dezember 2007: »Tristan«-Premiere an der Scala, Mailand – ich müsste lange nachdenken, was danach noch vergleichbar Tolles kam. Diesen »Tristan« hatte Patrice Chéreau inszeniert, Daniel Barenboim dirigierte. Das war für mich die Erfüllung schlechthin. Ich habe auch gleich Patrice gesagt: »Also der ganze Beruf, und wenn er auch nur für diesen Abend gewesen wäre, hat sich gelohnt!«

Was fasziniert Sie so an Chéreau und Barenboim?

Die Ehrlichkeit. Die wollten beide – dank ihres umfassenden Wissens über Literatur, Philosophie, Kunst, Psychologie – der musikalischen und textlichen Aussage des Werks, an dem sie arbeiteten, auf die Spur kommen. Das Ego stand vollkommen zurück, und das ist ja, wie wir wissen, bei manchen anderen Regisseuren nicht so. Und beide hatten die Gabe, etwas verständlich zu machen. Ich habe wahnsinnig viel gelernt von den beiden, einfach, weil sie es erklärt haben. Ich bin ja so ein neugieriger Mensch und frage immer: »Warum? Warum?«

Und wenn wir von der Sternstunde sozusagen ins Gegenteil springen?

Also die schlimmste Erfahrung für mich war die »Carmen«-Produktion an der Met in New York mit Zeffirelli. Das



war die größte Enttäuschung, die ich je hatte. James Levine war ein Glücksfall in diesem ganzen Desaster mit etlichen Regisseurs-Umbesetzungen im Vorfeld. Er hielt die ganze Zeit zu mir. Denn vier Wochen vor Probenbeginn hieß es, es inszeniert Zeffirelli – von dem ich wusste, dass er mich nicht wollte. Für ihn war ich »the German housewife«. Er hat mit mir schlicht nicht gearbeitet. Dann habe ich mir aus lauter Verzweiflung Hilfe geholt und eine Bühnenassistentin von der Wiener Staatsoper einfliegen lassen, die mit mir meine Szenen geprobt hat. Zeffirelli wollte eine Carmen, die sich an die Männer ranwanzt, und das ist diametral zu dem, wie ich die Carmen begreife: Sie repräsentiert die Freiheit, sie geht nicht an die Männer ran. Die lässt sie mal schön kommen. Ich habe mich durch die Vorstellungen innerlich gequält. Das war der größte Flop.

Da wir gerade bei der Oper als Problemkreis sind: Was mögen Sie denn grundsätzlich nicht auf der Bühne?

Fake. So tun als ob. Wenn jemand zum Beispiel Requisiten nicht konsequent bespielt. Wenn jemand ein Schwert an der Schneide hält, wo man sich tausendfach schneiden würde. Auch wenn mir jemand zu sehr zeigt, schau her, ich bin die »Böse« oder die »Gute«. Also jüngst habe ich eine »Aida«-Premiere erlebt, da fuchtelte der Radamès die ganze Zeit mit einer Pistole rum und bedrohte jeden – um am Schluss diese Pistole ganz belanglos in die

Kulisse zu werfen! Ich bin ein Regietheater-Anhänger, weil ich wirkliches Regietheater kennengelernt habe. Heute aber herrscht Regisseur-Theater – mit Gott sei Dank wunderbaren Ausnahmen, etwa Bayreuths letzter »Tannhäuser«.

Was war für sie das beruflich Belastendste?

Es gibt keinen Superlativ. Es ist eine Mischung: Ich bin zu lange von zu Hause weg; ich habe eine Sehnsucht nach dem häuslichen Alltag. Nicht das Schmieden, sondern das Erhalten der Karriere war belastend, aber das habe ich auch erst hinterher gemerkt, beim Aufatmen, nachdem ich die großen Partien abgefeiert und abgegeben hatte, die Kundry, die Isolde, die Leonore. Erst da merkte ich, unter welchem Druck ich bis dahin gestanden hatte. Eigentlich hatte ich ja einen raketenhaften Aufstieg: mit 20 begonnen, mit 25 die erste Kundry, es ging rasant hoch, und Bayreuth folgte mit 27. Da habe ich mir noch nicht so viel dabei gedacht dabei, das war ein bisschen »veni, vidi, vici«. Hier bin ich, und jetzt sing' ich. Damals war ich viel unbekümmerter als später.

Was war das für ein Gefühl, wenn Sie nach der Vorstellung zum Solo-Applaus antraten und 3.000 Menschen rasten vor Begeisterung?

Schön. – – – Schön. – – – Ja, ich bin da dankbar. Das klingt blöd, aber es ist so: Ich bin immer mit dem Wunsch in

eine Vorstellung gegangen, dass ich gut singe. Das war mir das Allerwichtigste. Dass ich konzentriert bin, dass ich in die Rolle voll reingehen kann, dass mir sängerisch-musikalisch die Dinge gelingen. Das war mir wichtig, das stand an erster Stelle – nie der Wunsch: Hoffentlich habe ich Erfolg. Ich wusste immer, nur im Gelingen kann sich Erfolg einstellen, erst dann. Man kann keinen Umweg machen.

Und wie ist das Gefühl, wenn 3.000 Menschen jubeln, Sie aber wissen, das war gerade nicht Ihr bester Abend?

Dann habe ich gedacht: Vielleicht haben Sie es nicht so gemerkt. Und wenn sie sich trotzdem freuen, ist es ja schön.

Haben Sie auch Missfallen über sich ergehen lassen müssen?

Ein einziges Mal – und da weiß ich genau, was es war: bei einer Premiere. Da kamen Buhs von ganz oben rechts und da wusste ich genau, das sind die Jünger des Regisseurs. In der zweiten Vorstellung schon war das dann vorbei.

In welcher Zeitspanne fühlten Sie sich denn am leistungsstärksten – und was beherrschten Sie da referenzhaft?

Eigentlich habe ich mich drei Jahrzehnte super gefühlt, mit Kraft, mit allem. In den Achtzigern, Neunzigern und in den Jahren nach 2000. Inhaltlich betrachtet war es ein Wissenszuwachs um die Personen, die ich darstellen wollte, die Beantwortung der Frage: Wer ist diese Figur? Deswegen finde ich es auch vom Leben so unfair, dass man zu einem bestimmten Zeitpunkt die Kraft nicht mehr hat, das zu machen, was man zu machen eigentlich wüsste – endlich. Aber sie trifft wohl jeden Menschen, diese Erkenntnis: Jetzt wüsste ich, wie alles geht, allein mir fehlen die Kräfte. Und in vokaler Hinsicht stelle ich fest: Viele meiner heutigen Kolleginnen singen technisch fantastisch. So hundertprozentig



7. Dezember 2007 – Isolde an der Mailänder Scala:
»der Kulminationspunkt meiner Karriere«

technisch einwandfrei habe ich nie gesungen. Ich habe wahrscheinlich durch meinen Ausdruck stimmliche Dinge schaffen können, die vielleicht besonders waren, aber nicht allein mit meinem Wohlklang oder meiner Technik, das nicht. Ich glaube, dass ich zu einer Kategorie Sänger gehöre, bei denen nicht die Perfektion im Vordergrund steht, sondern die Aussage, das Ausleben einer Figur. Ich denke, damit habe ich etwas geprägt.

Sie wissen genau, was Sie können – und sind dennoch gegenüber sich selbst schonungslos?

Ja klar. Sonst wäre ich ja unklug.

Auf die Spitze getrieben: Sind Sie manchmal selbst erschauert über das, was Sie können?

Also, wenn ich jetzt im Radio mal was von mir höre, und ich denke, hoppla, das bin ja ich, dann denke ich mir: Warst gar nicht so schlecht, das klingt ja gut! Ja, ich bin eher erstaunt.



20. Oktober 2023 –
Klytämnestra an der
Staatsoper Berlin:
Bühnenabschied
nach 47 Jahren

»Ich glaube, dass ich zu einer Kategorie Sänger gehöre, bei denen nicht die Perfektion im Vordergrund steht, sondern die Aussage, das Ausleben einer Figur

Gibt es unter anderen Sängern eine Gabe, die Sie sich auch gewünscht hätten?

Ich weiß, was mir versagt geblieben ist. Klar, ich konnte nie gut Koloraturen singen. Aber es mir deswegen zu wünschen, nein. Ich habe doch so viel bekommen!

Ist Ihnen in Ihrer Laufbahn passiert, dass Sie sagen mussten: Wenn ich jetzt ein Mann wäre, wäre ich im Vorteil! Und zweiter Teil der Frage: Waren Sie – ohne ins Detail zu gehen – beruflich unsittlichen Anträgen ausgesetzt?

Oh ja. Beides. Unwillkommenen Bedrängungen, wo ich sagen konnte, denen kann ich mich wunderbar erwehren – und anderen, wo ich durchaus einen Nachteil hatte, nachdem ich mich erwehrt hatte. Habe ich alles erlebt. Aber im Großen und Ganzen ist ja das Gute, dass ein Mann nicht Mezzosopran singen kann; ein Mann konnte mir auch nicht die Isolde wegnehmen. Insofern hatte ich da einen Vorteil. Ansonsten kann ich sagen: Es gab zwei Regisseure, mit denen ich arbeitete, die Männer anders behandelt haben als Frauen. Männer durften bei denen alles machen auf der Bühne, Frauen wurden gepiesackt. Ja, also ich habe viel erlebt. Auch MeToo-mäßig. Insofern finde ich die Initiative der MeToo-Bewegung erst einmal richtig und wichtig: dass ein Bewusstsein entsteht. Ich sehe allerdings gleichzeitig die Gefahr, dass man auch da wieder übers Ziel hinauschießt. Aber die Grenzen sind für mich absolut klar: Da, wo eine Abhängigkeit oder üble Nachrede entstehen kann, da müssen Übergriffe tabu sein. Gleichzeitig muss man wissen: Eine gewisse Trophäen-Jagd existiert beidseitig. Auch Frauen gegenüber Männern, natürlich. So ehrlich müssen wir Frauen auch sein. Andererseits gilt auch: Es hat einem Mann noch nie geschadet, wenn er angebaggert wurde. Eher einer Frau.

Gibt es einen prinzipiellen Rat, den Sie gerne den mehr oder weniger professionellen Musikkritikern auf den Weg geben würden?

Dass sie, wenn sie eine Theateraufführung beurteilen, nicht davon ausgehen, dass sie ein Werk unter Umständen schon 40 Mal gesehen haben. Sondern, dass sie es bitte auch mal wieder so beurteilen, als ob sie es zum ersten Mal sähen. Denn dadurch ist eine ungute Entwicklung aufgekommen, in der sich die Häuser und Intendanten bemüßigt fühlen, immer eine Stufe spektakulärer zu werden, nicht nur in der Ausstattung. Dazu kommt, dass Libretto und musikalischer Text oft nicht mehr respektiert werden. An dieser Entwicklung hat das Feuilleton einen großen Anteil – und keinen guten.

Ihnen war Singen eine Lebens-, Ausdrucks- und Identifikationsfreude. Wie kompensieren Sie das nach Ihrem Bühnenabschied?

Ja, jetzt wird's mit meinen stimmlichen Fähigkeiten nicht mehr so gehen, wie ich das hatte. Jetzt drücke ich mich anders aus. Es ist mehr innerlich, gedank-

Musik ist mir schon noch wichtig. Ins Konzert gehen brauche ich, in die Oper gehen ...

lich. Ich vermisse das Singen nicht. Aber Musik ist mir schon noch wichtig. Ins Konzert gehen brauche ich, in die Oper gehen ... mehr Konzert als Oper ... Ausstellungen. Solche Sachen. Ich glaube, ich konnte immer gut im Moment leben.

Sie erklärten einmal, dass Sie sich »für später« vorstellen können, mit Sängern, die bereits im Engagement sind, Rollengestaltungen zu erarbeiten. Wie steht es damit?

Tja. Es gibt daran wenig Interesse, weil ich dafür Zeit bräuchte. Natürlich könnte ich massenweise diese »Instant«-Meisterkurse geben, wie ich sie nenne. Daran aber habe wiederum ich kein Interesse. Ich kann nicht an einem Wochenende vermitteln, was ich vermitteln möchte. Den heißen Tipp von mir, den gebe ich nicht. Wenn, dann muss wirklich etwas erarbeitet werden, was dann ein Fundament erbringt.

Wenn Sie die Szene so beobachten: Welche Empfehlungen können Sie dem Sängernachwuchs geben?

Die »Instant«-Antwort wäre: bitte ehrlich nach der Wahrheit der Figur suchen. Aber wie das geht, das müsste ich dann zumindest im Zeitraum einer Woche erklären. Im Grunde gilt, was Renata Scotto sagte und was ich aus vollem Herzen unterschreiben kann: »Viele Sänger wissen sehr wohl, wie sie zu singen haben, aber nicht, was sie zu sagen haben.« Genau das würde ich gerne vermitteln, aber das braucht eben Zeit. Interessant wird es dann, wenn man fragt, wie komme ich dahin, dass ich mich identifiziere, inkarniere mit einer Figur.

Kommen wir zu den letzten Dingen. Welche Musik würden Sie gerne noch einmal hören wollen vor Ihrem Tod?

Sechster Satz, Dritte Mahler. (*singt*)

Was mir die Liebe erzählt!

Ja. Das unbedingt. Aber bitte nicht von jedem Dirigenten, da bin ich heikel. Wunderbar entweder von Sinopoli oder Levine.